

Philippe Forget (Paris)

Die Marquise von O . . . oder der Graf F . . .*

1. *Methodologische Vorbemerkung: Struktur, Signifika[n]t*

Eine Struktur hat keine eigene Realität. Nur als Interpretation entspringt sie dem reflektierenden Bewußtsein, denn sie ist grundsätzlich unbewußt, und das reflektierende Bewußtsein, dem sie entspringt, kann nie alle Gründe nennen, warum es gerade diese Struktur hat aufdecken müssen, von der man im allgemeinen sagen kann, daß sie wie das Unbewußte strukturiert ist. Die zuletzt aufgedeckte Schicht¹ ist noch nicht die Grundschrift, auf der alles aufbauen würde. Eine solche Grundschrift gibt es nicht, denn es gibt die Schichten eines Textes nur insofern, als sie auf andere Schichten verweisen und sich demnach auch anderen Schichten verdanken. Mit den Schichten eines Textes verhält es sich also wie mit den Signifikanten bzw. Signifikaten, aus deren Geflecht die Textschichten bestehen.

Eine Struktur vermittelt demnach keine von ihr unabhängige Bedeutung, sondern nur „Effekte“, die erst im Nachhinein „Struktureffekte“ genannt werden können. Solche „Struktureffekte“ können erst beim Lesen sichtbar gemacht werden, erst dann werden sie bedeutungsfähig.

Eine solche Kurzdarstellung setzt eine Auseinandersetzung mit den traditionellen Begriffen voraus, die hier möglichst knapp wiedergegeben werden soll, weil sie die Wiederholung der diesbezüglichen Ausführungen bei der Interpretation einer Textstelle aus der *Marquise von O . . .*, die Gegenstand dieser Studie ist, an gegebener Stelle entbehrlich macht. Man könnte zunächst meinen, daß hier eine

* Ausgearbeiteter Text des Vortrags, den ich am 4. April 1991 am Department of Germanics der University of Washington in Seattle gehalten habe.

¹ Struktur geht auf *struere* zurück, dessen Grundbedeutung *auf geordnete Weise aufeinander schichten* ist. Daran sieht man, wie metaphysisch das Wort angelegt ist, da es die Vorstellung von einem tragenden Grund und einer Höhe als Leistung eines ordnenden Willens erweckt. Eine angemessenere Vorstellung wäre die von sich horizontal überschneidenden Schichten, die sich erst durch das Überschneiden konstituieren.

bloße Erweiterung von Saussures teilweiser Neubeschreibung des Zeichenbegriffs vorliegt: Das Zeichen sei kein in sich konsistentes Wesen, sondern es weise zwei Seiten auf, die keine natürliche, sondern eine willkürliche Beziehung zueinander hätten. Das Zeichen verbinde also nicht ein Ding mit einem Namen, sondern die zwei Seiten des Zeichens funktionierten unabhängig vom Realen, wenn das Zeichen auch auf es verweist. Ohne direkte Bezugnahme auf Saussure hat Josef Simon diese Paradoxie folgendermaßen auf die Formel gebracht: „Zeichen sind nicht Sachen, sie stehen *für* Sachen, zu denen man ‚über‘ sie *nicht* kommt.“² So entspringt das Zeichen zunächst einer doppelten Differenz – der Differenz mit den anderen Zeichen und der Differenz mit den sogenannten Sachen. Die dritte Differenz, auf die man gefaßt ist, nämlich die Differenz zwischen Signifikat und Signifikant – den Elementen, die bei Saussure das Zeichen ausmachen – läßt sich bei genauerem Hinsehen aber nicht einfach aufrechterhalten. Erstens weil die Differenz zwischen Signifikant und Signifikat eine andere sein muß als die zwischen Zeichen und Sachen – sonst könnte ja das eine oder andere Element mit dem Realen identifiziert werden, und das Zeichen würde funktionsunfähig. Zeichen und Texte sind aber nicht weniger real als die Realität, auf die sie bezogen sein mögen, deshalb sind sie außerstande, sie darstellend zu wiederholen. Zweitens weil der Signifikant nicht einfach die „materielle“ bzw. „akustische“ Seite des Signifikates sein kann, wenn das bisher Gesagte seine Richtigkeit haben soll, denn damit wäre die Vorstellung von einer tragenden Schicht doch wieder hergestellt. Nun hat Benveniste schon in den dreißiger Jahren gezeigt, daß dieser Aspekt der Saussureschen Theorie ein repräsentationistisches Reliquat ist, das eigentlich dem von Saussure aufgestellten Differenzprinzip im Wege steht.³ Von Saussure kann man also nur das Differenzprinzip übernehmen, nach dem „die genaueste Eigenschaft“ des Zeichens darin liegt, „etwas zu sein, was die anderen nicht sind“. Damit ist auch festzuhalten, daß das Differenzprinzip wesensmäßig mit der Negation zu tun hat (x ist *nicht* y, *nicht* z usw.), und wir haben noch auszuführen, daß die von Freud herausgearbeiteten Kategorien der Verneinung und der Bejahung (als Ersatz der Verneinung), die ja beide auf der Negation aufbauen, sofern die Bejahung im Grunde genommen Negation der Negation ist, tatsäch-

² Josef Simon, *Philosophie des Zeichens*, de Gruyter, 1990, S. 33.

³ Emile Benveniste, *Nature du signe linguistique*, Erstveröffentlichung in *Acta Linguistica I*, Kopenhagen 1939, zitiert nach: *Problèmes de linguistique générale I*, Paris 1966, S. 51.

lich die Spur der sogenannten Sprache des Unbewußten aktualisieren.

Wie ist es nun um das problematisch gewordene Verhältnis zwischen Signifikant und Signifikat bestellt?

Gegen die Illusion von einer symmetrischen Beziehung hat Lacan geltend gemacht, daß die sogenannten Gedanken selbst nur dadurch entstehen, daß Gedankenelemente sich voneinander absetzen, also selbst – auf der Ebene des Signifikates – dem differentiellen Prinzip folgen müssen. Wie ein Laut sich von anderen Lauten unterscheiden muß (d. h. noch genauer: wie Laute unterschiedliche bzw. unterscheidbare Verbindungen zueinander eingehen müssen, um als Zeichen funktionieren zu können), müssen sich auch die Gedankenelemente von anderen möglichen Gedankenelementen unterscheiden können, mit anderen Worten, „sie müssen sich zueinander wie Signifikanten verhalten, um Signifikate zu werden“⁴. So gesehen kann aber der Signifikant nicht länger das Laut- bzw. Buchstabenbild des Signifikates oder Gedankens sein. Die Parallelität, die hier zwischen Signifikant und Signifikat nachgezeichnet wird, mündet nicht in eine Symmetrie, sondern in die grundsätzliche Ununterscheidbarkeit bzw. Austauschbarkeit beider „Seiten“ des Zeichens, und ein Signifikat ist nichts anderes als ein Signifikant, der auf andere Signifikanten bezogen bzw. angewiesen ist. Diese Erkenntnis aber zerstört die klassische Idee vom Zeichen, die sich eben dieser (hierarchisch geordneten) Unterscheidung zwischen dem Stofflichen und dem Gedanklichen verdankt. Und die bloße hierarchische Umkehrung, der sich der Strukturalismus der 60er und 70er Jahre weitgehend verdankt hat, ist angesichts dieses Gedankens ebenso unhaltbar geworden; die Materialität des Zeichens ist ja *an sich* unfähig, die Identität des Zeichens über dessen Wiederholung hinaus abzusichern. Derrida hat mehrfach betont, daß gerade hier eine Idealität am Werk sein müsse, so daß der Signifikant selbst nicht länger als rein Stoffliches gedacht

⁴ Samuel Weber, *Rückkehr zu Freud*. Jacques Lacans Entstellung der Psychoanalyse, Freiburg 1978, S. 30. Dieser Gedanke gehört auch zu den prägnantesten Ideen im ersten Teil von Derridas *De la Grammatologie* (1967): „[...] fondamentalement, rien n'échappe au mouvement du signifiant et [...] en dernière instance, la différence entre le signifié et le signifiant n'est rien“ (S. 36) oder: „Que le signifié soit originaire et essentiellement (et non seulement pour un esprit fini et créé) trace, qu'il soit toujours déjà en position de signifiant, telle est la proposition en apparence innocente où la métaphysique du logos, de la présence et de la conscience, doit réfléchir l'écriture comme sa mort et sa ressource“ (S. 108, Hervorhebung von J. D.).

werden könne.⁵ So ist die dritte Differenz nicht die Differenz zwischen Signifikanten und Signifikaten, sondern zwischen verschiedenen Formen der Idealität.

Die angedeutete Umgestaltung des Signifikant-Signifikat-Verhältnisses läßt sich noch auf anderem Wege darstellen. Wenn das Zeichen eine Identität haben soll, muß diese Identität doch auf dem Signifikanten basieren – was aber nicht mehr impliziert, daß der Signifikant *an sich* zur absoluten Grundlage des Zeichens gemacht wird – da die Differenz zwischen den Idealitäten auf die Materialität des Zeichens bezogen ist. Nicht genug, daß die Bedeutung jetzt nicht mehr als Re-präsentation eines Vorgegebenen gedacht werden kann und also weder in der „Wirklichkeit“ noch in der „Intention des Sprechers“ (die ja nur eine Variante der Wirklichkeit ist) gründen kann; sie ist vielmehr Effekt der Sprachstruktur, d. h. aber jetzt: *Signifikanteneffekt*. Lacan hat das durch das berühmt gewordene Symbol S/s dargestellt, das den Primat des Signifikanten (S) über das Signifikat (s) bedeutet.

Ein solcher Primat führt aber zu einer sehr paradoxen Erkenntnis: Wenn er jetzt als eine Artikulation beschrieben wird, die nachträglich Identitäten schafft, welche also Effekte der Artikulation und damit der Differenz sind, dann kann man also sagen, daß das Zeichen selbst Effekt eines seiner Teile ist. Die Zeichenstruktur weist also eine schwerwiegende Paradoxie auf: Der Teil ist wichtiger (umfassender) als das Ganze. Das heißt aber, daß man den Glauben an eine Sinntotalität bzw. Totalisierbarkeit der Sinneffekte (die obendrein noch vom Bewußtsein kontrolliert werden sollte) abschwören muß, aber auch an die saubere Trennlinie zwischen den Teilen, aus denen das Ganze in der klassischen Auffassung besteht, also eben auch zwischen Signifikant und Signifikat.⁶ Und es läßt sich auch zeigen, daß das sogenannte Bewußtsein – insofern durchaus dem klassischen Signifikat ähnlich – Effekten des Unbewußten entspricht.

⁵ „[...] des identités formelles découpées dans une masse sensible sont déjà des idéalités non purement sensibles“ (*De la Grammatologie*, S. 45) und „Un signifiant est d'entrée de jeu la possibilité de sa propre répétition, de sa propre image où ressemblance. C'est la condition de son idéalité, ce qui le fait reconnaître comme signifiant et le fait fonctionner comme tel“ (ibid., S. 138f.).

⁶ Derrida betont, daß die bloße Absage an die Vorstellung von einem „transzendentalen Signifikat“ die saubere Unterscheidung von Signifikant und Signifikat aufhebt (*De la Grammatologie*, S. 33), was unserer Darstellung entgegenkommt: Wo es eine solche Vorstellung nicht mehr gibt, kann es nur noch potentiell unendliche Verweisungen geben, und solche Verweisungen stellen Signifikate *de facto* in die Position von Signifikanten.

2. Unbewußtes: Verschiebung, Verdichtung, Verneinung, Bejahung

Eine unumgängliche Konsequenz des Verzichtes auf die Instanz des Bewußtseins bei der Konstituierung von Bedeutung (das Bewußtsein selektiert ja nur die fertigen Bedeutungen, die es anzuerkennen bereit ist, was aber gar nicht bedeuten muß, daß nur diese Bedeutungen tatsächlich konstituierbar sind) ist die Suche nach Entsprechungen zwischen sprachlichen bzw. rhetorischen Figuren und der sogenannten Sprache des Unbewußten, d. h. zumindest nach dem heutigen Wissensstand, den Begriffen der Psychoanalyse.

So sind neuerdings Paradigma und Syntagma, Substitution und Kombination, Metapher und Metonymie in diesem Zusammenhang in ihrer Unterscheidbarkeit, aber auch in ihren Wechselwirkungen untersucht worden. Da diese Problematik, die von Saussure über Jakobson zu Lacan führt, bereits ausführlicher dargestellt wurde⁷, übergehe ich sie weitgehend, um dem Begriffspaar Verschiebung/Verdichtung nachzugehen, das auch in diese Diskussion gehört.

In der Definition dieses inzwischen berühmt gewordenen Begriffspaares, die Freud von allem in der *Traumdeutung*, aber nicht nur dort, ausgearbeitet hat, geht er allgemein von der Substitution aus. Von Verdichtung spricht er, wenn im manifesten Trauminhalt Verschiedenes durch Eines repräsentiert wird – sei es nun durch Identifizierung, Bildung von Mischpersonen oder eines mittleren Gemeinsamen – wobei das Verfahren sich prinzipiell auf Orte, Zeiten, Gegenstände und, wie Freud in einer längeren Fußnote eigens betont, auf einzelne Wörter bzw. Namen erweitern läßt.⁸

Von Verschiebung spricht er, wenn der manifeste Trauminhalt anders zentriert ist als die latenten Traumelemente. Diese müssen nicht im manifesten Trauminhalt erscheinen, sie können auch durch mehr oder weniger naheliegende Assoziationen vertreten werden. Zum Beispiel kann die Intensität einer Beziehung im manifesten Trauminhalt umgekehrt als Gleichgültigkeit travestiert werden, ein starkes Begehren kann als Angstvorstellung erinnert werden usw. – alle diese Beispiele sind Variationen einer Kategorie, nämlich der Verneinung. Die Verneinung als Spur des Unbewußten im bewußten Diskurs ist die unbewußte Wiedergabe der syntaktischen Negation. Folglich gilt auch für die Verneinung, was von der Struktur und dem Signifikanten gesagt wurde; da aber die Bejahung, wie schon gesagt,

⁷ Vgl. Helga Gallas, *Das Textbegehren des ‚Michael Kohlhaas‘*. Die Sprache des Unbewußten und der Sinn der Literatur, 1981, 2. Kapitel.

⁸ Sigmund Freud, *Traumdeutung*, II. Die Methode der Traumdeutung. Die Analyse eines Traumusters, S. 113.

nicht nur Ersatz der Verneinung ist, sondern Verneinung der Verneinung, ist sie eigentlich eine potenzierte Verneinung und als solche die eigentlichere Symptomatisierung der sogenannten Sprache des Unbewußten.

Für Freud ist die Verschiebung die wesentlichere Form der Traumarbeit, sie ist aber nicht ohne Beziehung mit der Verdichtung: Die Verschiebung erleichtere die Verdichtung insofern, als sie an den Assoziationsketten Kreuzungen bilde, die sich das Verdichtungsverfahren nutzbar mache. So kann Freud zu dem Schluß kommen, daß ein Element der Traumarbeit unter dem Aspekt der Verschiebung wie auch unter dem Aspekt der Verdichtung analysiert werden könne. Dabei sei es von grundlegender Bedeutung, daß die so analysierten „Zeichen“ nicht nach ihrem althergebrachten, willkürlichen Inhalt, sondern nach ihrer Position und Funktion in einem Beziehungszusammenhang interpretiert werden: „Man würde offenbar in die Irre gehen, wenn man diese Zeichen nach ihrem Bildwert anstatt nach ihrer Zeichenbeziehung lesen wollte.“⁹

Man sieht, daß Freud hier mit dem Saussureschen Differenzprinzip konform geht, daß aber in seiner Darstellung des Begriffspaars Verschiebung/Verdichtung eine Überwindung der Saussureschen Aporien angelegt ist, die in die Richtung des am Problem der Definition des Verhältnisses von Signifikant und Signifikat Dargestellten weist.

Die Gleichsetzung von rhetorischen Figuren und Verfahrensweisen der sogenannten Traumsprache beruht aber selbst auf einem Postulat, das Lacan in seiner ganzen Ambivalenz auf die Formel gebracht hat: Das Unbewußte sei „wie eine Sprache strukturiert“. Diese Formulierung ist vielleicht deshalb so berühmt geworden, weil sie eine Deutung zuläßt, die der metaphysischen Illusion verhaftet bleibt, daß das Unbewußte im Endeffekt ins Verständliche bzw. Kommunizierbare übersetzt werden könne. Diese Illusion wiederholt Freuds Entscheidung für den Begriff des Unbewußten, der, wie die Wortfügung ja unmißverständlich zeigt, von der Instanz des Bewußtseins her gedacht ist. Ob Freud sich dabei dieses Struktureffektes bewußt war, bleibe dahingestellt. Das Beispiel zeigt aber, daß Struktureffekte sich nicht notwendig mit dem bewußten Aussagewillen decken, mag besagter Aussagewille auch darin bestehen, dem Unbewußten den Vorzug zu geben.

Bei Lacan soll die Formulierung offenbar zunächst bedeuten, daß das Unbewußte nicht minder ausgearbeitet ist als die Sprache des

⁹ Freud, *Traumdeutung*, S. 284.

Bewußtseins¹⁰, und der Grund dafür sei, daß das Unbewußte sich nicht analogisch zur Sprache verhalte (obwohl die gewählte Formulierung einer solchen Interpretation geradezu in die Hände arbeitet). Vielmehr sei das Unbewußte *die Sprache selbst als konkreter Diskurs im Sinne der Ebene der überindividuellen Wirklichkeit des Subjektes*.¹¹ So sei das Subjekt schon immer Subjekt des Unbewußten, weil es sich einem Diskurs verdanke, der immer schon „Diskurs des Anderen“ sei. Darin bestehe die Wahrheit des Subjektes, die zwar immer strukturiert und sogar „artikuliert“ sei, dennoch nicht unbedingt „erkannt“ werde.¹² Das Unbewußte sei demnach der Teil des Diskurses des Anderen, in dem ich mich nicht (wieder) erkennen kann. Nun präsentiert Lacan diese These als eine „Übersetzung von Freud“, so daß unklar bleibt, ob er damit Freuds Gedanken wiederzugeben meint oder sein eigenes Verständnis von Freud zur Sprache bringt. Darin besteht auch die unumgängliche Ambivalenz einer „Rückkehr zu Freud“, die Freud in Wahrheit besser verstehen soll, als er und seine Jünger sich selbst verstanden haben.

Um Lacans Formulierung gerecht zu werden, muß man weiter fragen, was er genau unter dem Wort „langage“ versteht. Rekonstruiert man die ihm eigene Auffassung, die pauschal Saussure, Kojève und Lévy-Strauss verpflichtet ist, kann man sagen, daß *langage* für ihn die Saussuresche Unterscheidung von *langue* und *parole* verwischt; der nächste Schritt ist, daß Lacan – wie schon angedeutet – in seiner Auffassung von *langage* auf den Aspekt der individuellen Realisation verzichtet: *Langage* re-präsentiert nichts mehr, sondern wird ausschließlich als sinnstiftendes System anerkannt.

Auch wenn man diese Neuorientierung gelten läßt, bleibt eine Aporie bestehen: Tatsächlich haben wir gesehen, daß die Bedeutungskonstitution auf der Negation beruht, ohne die das Differenzprinzip nicht auskommt. Andererseits wissen wir aber, daß das *nein* oder das *nicht*, also die Negation, eine Dimension ist, die das Unbewußte ignoriert; es ist eine nur affirmativ-gliedernde Kraft, die sich aus diesem Grund auch nicht um Widersprüche kümmert, die es ja gar nicht als solche empfinden kann, da der Widerspruch selbst auf der Möglichkeit der Negation beruht. Daraus ist aber zu folgern, daß *das Unbewußte gar nicht wie eine Sprache strukturiert sein kann, da ihm die konstitutive Dimension der sprachlichen Bedeutungsbildung*

¹⁰ Lacan, *Le Séminaire XI*, Les quatre concepts fondamentaux de la psychanalyse, Paris 1973, S. 29.

¹¹ Lacan, *Ecrits*, Paris 1966, S. 257.

¹² Lacan, *Le Séminaire III*, Les psychoses, Paris 1981, S. 20.

grundsätzlich fehlt. So ist es verständlich, daß die Bejahung, wie oben angedeutet, eher dem Unbewußten verpflichtet ist als die Verneinung. Oder anders formuliert: Wenn die Bejahung „Ersatz der Verneinung“ ist (es ist wiederum bemerkenswert, daß Freud von der Verneinung ausgeht, um die Bejahung zu definieren, was die an der Wortfügung Un-bewußtes beobachtete Gebärde wiederholt), läßt sich auch sagen, daß die Verneinung eine Bejahung ist, die durch die Zensur des Bewußten hindurchgegangen ist, während die Bejahung eine Verneinung ist, die die *Negation* durch die *Inversion* ersetzt hat. So ist die Bejahung tatsächlich als Negation der Negation kein homogener Grund, sie trägt die Spur der Negation in sich, die sie in der Affirmation (als umgekehrte Negation) forttreibt.

Erst im Konflikt mit den Widerständen des Bewußtseins entstehen die vom Unbewußten geprägten Aussagen bzw. Symptome. Der Primat des Unbewußten besteht also lediglich darin, daß es Bedeutendes doch durchsetzt, und zwar nach einer Grammatik, gegen die das Bewußtsein nichts einzuwenden hat, und zwar nicht deshalb, wie meistens behauptet wurde, weil das Unbewußte dem Bewußtsein nicht erreichbar sei (wir haben ja gesehen, daß die klassische Auffassung von der umgekehrten Illusion lebt), sondern weil es die Fähigkeit hat, sich einer Grammatik zu bedienen, die es selbst nicht aktualisiert, aber als *Sprache des Bewußtseins* einsetzt bzw. inszeniert und damit als Effekt des Unbewußten tendenziell verwischt. Daher kann man sagen, daß die Bejahung als potenzierte bzw. getarnte Verneinung in einem ursprünglicheren Sinne dem Machtbereich des Unbewußten entspringt, während die Verneinung selbst, sofern sie die konstitutive Kategorie der Negation direkt aktualisiert, *anscheinend* eher dem Machtbereich des Bewußten entspringt. Daher kann jede Aussage grundsätzlich immer in die gegenteilige Bedeutung umkippen, was nicht heißt, daß die gegenteilige Bedeutung immer stimmen muß.

Anders gesagt: Das Unbewußte ist selbst Affirmation als Negierung der Negierung oder als verneinte Verneinung. Das bedeutet aber wiederum: Das Unbewußte ist (Bejahung der) Differenz. Es ist die unauslotbare Kraft, die nichts ist als die Effekte, die sie möglich macht.

Nun versteht man besser, warum man nicht länger glauben kann, daß das Unbewußte nur an bestimmten Zeichen bzw. Symptomen, die es mitkonstituiert, zum Vorschein kommt (Versprechen und Verschreiben, Fehlhandlungen, mehrdeutige Wortsequenzen usw.). Diese Standardbeispiele stellen sich ja nur deshalb ein, weil hier die Rolle des Unbewußten an konkreten Symptomen isoliert werden

kann. Aber es wird jetzt auch klar, daß es alle anderen *speech acts* bzw. Verhaltensweisen mitprägt, die an und für sich genommen als völlig normal gelten müssen (d. h. symptomfrei erscheinen) – man denke z. B. an Verhaltensweisen, die sich als „stratégies d'échec“ (Strategien des Scheiterns) analysieren lassen, in denen charakteristischerweise die Affirmation/Bejahung dominiert: So versichert der Graf F ... in *Die Marquise von O* ...¹³ „plötzlich, blutrot im Gesicht, daß er sie [= die Marquise, Ph. F.] außerordentlich liebe“ (116), um eine Stelle vorwegzunehmen, die im Hauptteil genauer analysiert wird; das ist aber nur möglich, wenn und weil man diese Verhaltensweisen nicht isoliert betrachtet, sondern in ihren Verbindungen mit anderen Elementen aus dem Leben und der Verhaltensstruktur des Patienten (Analysanten) oder den Konstellationen eines Textes interpretiert.

Die Illusion, daß das Unbewußte wie eine Sprache strukturiert sei, entspringt selbst einem unerkannten Struktureffekt, und zwar der Tatsache, daß selbst die Psychoanalyse dem Gesetz nicht entgehen kann, daß auch sie auf die Sprache angewiesen ist und damit auch gar nichts Reales unmittelbar darstellt, sondern eine Interpretation mittels sprachlicher Regeln neu interpretiert, die sie postulieren muß, aber nicht aus der Erfahrung *kennen* kann. Noch genauer: Die Psychoanalyse (die hier in Wahrheit metonymisch für alle anderen Interpretationsverfahren stellvertretend steht) interpretiert nicht nur eine Interpretation, sondern auch ihre Auffassung von den Regeln, die sie beim Interpretieren anwenden soll, ist eine solche Interpretation. Die Folge ist, daß es keine allgemeingültigen Regelapparate gibt (was aber die Hermeneutik kraft ihrer logozentrisch bedingten Rückführung des Interpretierens¹⁴ auf das Verstehen als ihre eigene Chance interpretiert), sondern die Richtigkeit einer Interpretation ist nur an dem zu messen, was sie am Bezugsreichtum eines einzelnen Textes zu berücksichtigen vermag und dadurch was für neue Textdimensionen und Interpretationsfragen sie offen legt. Das heißt aber wiederum: *nicht bloß das Interpretament, das Interpretationsresultat, ist bei der Würdigung einer Interpretation in Betracht zu ziehen, sondern auch, wie sie zu diesem und keinem anderen Interpretament kommt.*

Im alltäglichen Umgang stellt sich die Frage kaum, weil wir da eine

¹³ Die Seitenangaben in Klammern verweisen auf Heinrich von Kleist, *Sämtliche Werke und Briefe in zwei Bänden*, herausgegeben von Helmut Sembdner, dtv klassik, 7., ergänzte und revidierte Auflage, Band 2.

¹⁴ Es versteht sich, daß das Wort *interpretieren*, dessen Grundbedeutung die deutende Vermittlung einer Aussage meint, für die hier dargestellte Perspektive nicht mehr angemessen ist.

Referenz aufbauen, die regulierend wirken soll: Die Sprache wird als Instrument der Verständigung eingesetzt, was auch das bloße Streben nach Verständigung oder aber auch das gezielte Aneinandervorbeireden mit einschließt. In jedem Fall ist sie da Mittel zum Zweck, was die Leistung des Unbewußten gar nicht verschwinden läßt, sondern bloß artifizieell ausklammert, was dem Raum der *anerkannten* Sinnggebung von vornherein Grenzen setzt. Aber auch hier bleibt es dabei, daß die vermeintlich wissenden Subjekte, die wir nun einmal sind, nie etwas aussagen oder machen, das nicht zugleich Selbstverkenennung sein könnte und prinzipiell nicht einer differenten Interpretation unterzogen werden könnte. Nicht sprachliche, sondern pragmatische Kriterien führen dazu, daß es im täglichen Umgang nicht oder kaum dazu kommt.¹⁵

Die Situation des schriftlichen Textes, mit der wir uns jetzt beschaffen wollen, zeichnet sich dadurch aus, daß er eine solche arbiträre Regulierung strukturell entbehrlich macht, wenn wir den auch pragmatisch kaum zu widerlegenden Gedanken akzeptieren, daß ein Text eine Kombination von Zeichen ist, die nicht nur über den Tod des Autors hinaus gelesen werden kann, sondern auch nachdem jede Spur von ihm und seiner Sinnintention verschwunden ist.¹⁶ Wenn wir ihn nicht akzeptieren, dann bloß deshalb, weil wir es – auf ziemlich irrationale Weise – ablehnen, uns von der pragmatischen Situation zu lösen, von der der Text sich aber prinzipiell gelöst hat – dann aber lesen wir *nicht*. Als Leser stehen wir vor Sprachgebilden, die nicht um eine wie immer auch geartete Mitte gestaltet sind, oder vielmehr, die eine solche – tatsächlich bestehende – Mitte immer schon überspielt haben und als bloß peripher entlarven; sonst handelte es sich nicht um Texte, sondern um *schriftlich Fixiertes*, und auch diese Differenz muß gelesen werden.

Um das bisher allgemein-theoretisch Ausgesagte konkreter zu machen, stelle ich jetzt zwei verschiedene Interpretationen einer Begebenheit aus Kleists *Die Marquise von O ...* gegenüber, die zugleich als Einführung in meine Interpretation einer besonderen Textstelle, des Berichtes des Grafen F ... über seine traumhafte Vision, geeignet sind.

¹⁵ In einem Gespräch, in dem ähnliche Fragen besprochen wurden, meinte Hans-Georg Gadamer einmal, daß er sehr wohl einen eigenen Traum in einer Gesellschaft erzählen könne, daß aber der Partner, der diesen Traum dann in dieser Gesellschaft zu deuten beginnt, aus dem Rahmen des Gesellschaftlichen herausfalle.

¹⁶ Vgl. Jacques Derrida, *La voix et le phénomène*, Paris 1967, S. 104.

3. Der Graf F ...: Eheleben statt Ehrentod

„Noch am Tage seines Aufbruchs aus dem Fort“ (108) findet der Graf F ... seinen Tod „in einem Gefecht mit den feindlichen Truppen“. Es finden sich Leser, die den Vorfall als Zufall oder Schicksal interpretiert haben wollen, und andere, die darin einen Selbstmordversuch sehen. Erstere lehnen diese zweite Interpretation energisch ab und berufen sich dabei auf den Wortlaut des Textes, dem der Selbstmord zugegebenermaßen nicht ausdrücklich eingeschrieben ist. Eine solche Lektüre lebt vom Mythos des eindeutigen Gefühlsausdrucks, sie klammert in Wahrheit das Lesen aus, das ja nicht Auflesen von direkt Ausgesagtem oder vorgegebenen Bedeutungselementen, sondern Aufweis und Interpretation von Verweisungskomplexen ist.

Als Vertreter der Selbstmordthese läßt sich Walter Müller-Seidel anführen, dessen bereits 1954 veröffentlichte Studie *Die Struktur des Widerspruchs in Kleists ‚Marquise von O ...‘*¹⁷ immer wieder (und überwiegend positiv) herangezogen wird. Die betreffende Stelle lautet: „[Der Graf] ist nicht von der Art seiner Landsleute, die sich wie Tiere an der Reinheit dieser Frau vergreifen wollen. Und er tut doch das, woran er jene hindert. Aber was spielt nicht alles in die nächtliche Stunde hinein. Frevel und sündhafte Leidenschaft gewiß, und der Graf ist der Letzte, der sein Tun entschuldigt. Er will ja mit dem Opfer des eigenen Lebens sühnen. Das ist bei Kleist in jedem Fall der Ausdruck echten Gefühls“ [509]. Offenbar legt die sonderbar klingende Bemerkung über die „nächtliche Stunde“ eine triebhafte Motivation nahe, ohne sie jedoch weiter zu belegen und auszuführen, und der Grund dafür ist deutlich zu erkennen: Die ganze Interpretation folgt dann moralischen Kategorien, die weniger am Text aufgedeckt werden als vielmehr in der Form von Überzeugungen des Interpreten in den Text hineingelesen werden: „Die Art, wie Göttliches ins Menschenleben hineinwirkt, hat etwas Wunderbares. Denn das Wunder der unbefleckten Empfängnis, inmitten verwege-

¹⁷ Deutsche Vierteljahresschrift, 28, 1954, S. 497–515. Die Seitenangaben in eckigen Klammern verweisen auf diese Veröffentlichung. In ihrer Studie *Kleists ‚Marquise von O ...‘: The problem of knowledge* (Monatshefte, vol. 67, No. 2, 1975, S. 129–144) würdigt Dorrit Cohn diese Studie auf eine Weise, die die problematische Enge des Widerspruch-Begriffs m. E. völlig ignoriert (Walter Müller-Seidel views the factual enigma in more convincing perspective [than Helmut Koopmann, Ph. F.]: „as a visible sign of inner contradiction and conflict“ (S. 143, Fußnote 3).

ner Leidenschaftlichkeit, ereignet sich auch hier“ [510].¹⁸ Und widerspruchslos ist das Wunderbare ein solches „des Gefühls“ [510], auf das Müller-Seidel sich in seiner Legitimierung des Selbstmordes bereits berufen hatte, was er durch Berufung auf Kleist selbst noch einmal bekräftigt haben wollte. So geht Müller-Seidel wie die Vertreter der (anscheinend) konträren These fraglos davon aus, daß zwischen dem Grafen und der Marquise ein Liebesband besteht. Daß bei dem Grafen aber die Heiratsbewerbung (110) der Liebeserklärung (116) vorausgeht, wird nicht als weiterführendes Indiz zur Kenntnis genommen. Der Sieg des Gefühls am Ende der Novelle [512] wird gar nicht in Frage gestellt, sondern besiegelt, was „den oft getadelten Schluß“ [504] der ihm gemäßen Widerspruchslosigkeit zurückgibt. Und darin stimmt Müller-Seidel auch implizite mit seinen Gegnern überein: Auch er enttextualisiert den Text dadurch, daß er von textfremden (hier: moralischen) Kategorien ausgeht, die auf der Illusion der Einheit und Eindeutigkeit beruhen müssen. An die Stelle der naiven These von der Eindeutigkeit des Wortlauts tritt bei ihm das moralische Konstrukt von „der Eindeutigkeit des Gefühls“ [510], in dem sich der Widerspruch letztlich auflöste, wobei die letzte Begründung sonderbarerweise eine (sehr naiv formulierte) Bemerkung zur Struktur ist: „Die Einheit der Novelle fordert die Einheit des Gefühls, und zur unteilbaren Einheit gehören Mutterliebe und Gattenliebe in gleicher Weise“ [511]. Die Analyse der Struktur des Widerspruchs endet mit der beruhigenden Feststellung, daß das Widersprüchliche letzten Endes in der Einheit des Gefühls aufgeht, die ihrerseits in der Einheit der Novelle aufgeht, so daß Text und Gefühl schließlich miteinander identifiziert werden können. Das ist aber eine textwidrige Aneignung, zu der sich Müller-Seidel nun gefühlvoll bekennt („unsere Novelle“ [499]).

Nun gibt es aber tatsächlich gute Gründe, anzunehmen, daß die Selbstmordthese richtiger ist als die andere, schon deshalb, (aber nicht nur!) weil diese These von den vorläufig letzten Worten des Grafen bekräftigt wird. Andererseits wird man auch zugeben müssen, daß die Interpretation von Müller-Seidel, die eindeutig auf einer Nicht-Lektüre des Textes beruht und davon zeugt, daß die gleiche Vorurteilsstruktur diese Interpretation und die anscheinend gegenteilige bestimmt, nicht als richtig bezeichnet werden kann. Aber ein Widerspruch ist das nur, solange man nicht anzuerkennen bereit ist, daß, methodologisch gesehen, nicht bloß das Resultat der Interpreta-

¹⁸ Vgl. auch Formulierungen wie „Das Kind ist ihr dabei zu dem geworden, was es in jedem Falle ist: zum göttlichen Geschenk“ [509].

tion die Interpretation ausmacht, sondern auch das Voraussetzungs-system, dem die Interpretation sich als (immer nur vorläufiges) Resultat verdankt. Diese Einsicht ist ein methodologischer Gewinn, weil sie zu der weiteren Erkenntnis führt, daß der Text selbst nie bloß Fertigprodukt, sondern auch ein Prozeß ist – aber nicht im Sinne der (Gadamerschen) Hermeneutik, sondern in dem Sinne, daß er sich immer nur perspektivisch anbietet, wobei die Perspektive zwar vom Text mitgetragen werden (oder auch nicht, wie gerade festgestellt wurde), vom Interpreten aber als Hypothesen entworfen werden, die sich nicht als solche bewahrheiten, sondern dadurch, daß sie neue Schichten bzw. Fragenkomplexe am Text erkennbar machen.

Daher soll jetzt noch kurz dargestellt werden, warum die Selbst-mordthese die richtigere ist und zu welchen Fragestellungen sie führt.

Nachdem der Graf die Marquise auf die bekannte Weise vor „der entsetzlichen, sich selbst bekämpfenden Rotte“ der „Hunde, die nach solchem Raub lüstern waren“ und besonders vor dem „letzten viehischen Mordkerl, der ihren schlanken Leib umfaßt hielt“ (105), gerettet hat, hält der General „wegen seines eignen edelmütigen Verhaltens eine kurze Lobrede [...]“: wobei der Graf über das ganze Gesicht rot ward“ (107). Dann aber soll der Graf die vermeintlichen Täter, „die Schandkerle, die den Namen des Kaisers brandmarkten“ angeben, damit der General sie niederschießen lasse. Der Graf, für den nun alle herangezogenen Bezeichnungen zutreffen, versucht sich und die „Frevler“ herauszureden; der General besteht aber darauf, daß der Graf sich selbst geradezu in einen Spürhund verwandle, um „der Sache auf das allereifrigste und strengste nachzuspüren“ (107). Das bleibt aber schließlich dem Grafen erspart: ein durch ihn verwundeter Täter ist gerade aufgefunden worden. Der General läßt „ein kurzes Verhör über ihn halten; und die ganze Rotte, nachdem jener sie genannt hatte, fünf an der Zahl zusammen, erschießen“ (108).

Der Versuch des Grafen, die vermeintlichen Täter nicht zu nennen, zeugt von seinem Schuldbewußtsein. Von ihm zeugt auch seine „Weigerung, im Schlosse zu erscheinen“, ein Verhalten, das die unwissende Marquise auf seine „Bescheidenheit“ zurückführen möchte: „Sie machte sich die lebhaftesten Vorwürfe, daß sie ihn, bei seiner, vielleicht (sic!) aus Bescheidenheit, *wie sie meinte*, herrührenden Weigerung, im Schlosse zu erscheinen, nicht selbst aufgesucht habe“ (108, Hervorhebung von mir, Ph. F.). Dieses Schuldbewußtsein wird noch dadurch gesteigert, daß er das getan hat, woran er die „Hunde“ gehindert hat, so daß die Worte des Generals eigentlich in höherem Maße auf ihn zutreffen. Die einzige Möglichkeit, die began-

gene Schuld – die, wie der General betont hat, den Kaiser selbst befleckt – wettzumachen, sieht der Graf nun darin, daß er den gleichen Tod sterben muß wie die seinetwegen ungerechterweise niedergeschossenen „Schandkerle“. Wir erfahren dann auch, daß er „tödlich durch die Brust geschossen“ wurde. Der Einwand, der Selbstmord sei unter Offizieren nicht gestattet und damals noch überhaupt als Schande betrachtet, greift hier ins Leere: Denn der Graf hat seinen Selbstmord eben als Ehrentod auf dem Schlachtfeld getarnt. Der Gewinn ist für ihn ein doppelter; darüber hinaus, daß er seine Schuld an der Marquise wettmacht, wie er selbst sagt, tilgt er auch – und vielleicht vor allem – seine Schuld an den vermeintlichen Tätern, wie er *nicht* sagt. Seine Worte „Julietta! Diese Kugel rächt dich!“ erscheinen jetzt unerwarteterweise in ihrer Eindeutigkeit problematisch, und der Leser kann sich einige Gedanken machen: Denn die Worte des Grafen setzen ja voraus, daß die Marquise sich des an ihr begangenen Affronts bewußt ist, was aber ihrer Hypothese über das Wegbleiben des Grafen widerspricht.¹⁹ Der Ausruf des Grafen gehört also offensichtlich zu jenen Aussagen, die die Marquise nennen und *auch den Grafen* meinen. Es ist eine Bejahung, die an die Stelle einer Verneinung tritt (etwa: ich denke nicht an meine eigene Ehre, sondern nur an meine Schuld an der Marquise). Daß der Graf aber seinen Selbstmord als Ehrentod inszeniert, ist ein Bedeutungsüberschuß, der die eben formulierte Interpretation dieser Bejahung als Ersatz der Verneinung bestätigt. Nur weil dieses Ehrentod-Vorhaben gescheitert ist, will (muß) der Graf seine Schuld, mit der er nun weiterleben muß, auf andere Weise wettmachen: Die Bejahung

¹⁹ Das bedeutet nicht, daß das Problem des Bewußtseins der Marquise als unproblematisch evakuiert werden soll. Dorrit Cohn geht dieser Problematik in ihrer Studie *Kleists „Marquise von O . . .“: The problem of knowledge* (vgl. Anm. 16) nach. In einer Fortsetzung der vorliegenden Studie werde ich mich mit dieser Thematik und also auch mit den Thesen von Dorrit Cohn beschäftigen. Ich begnüge mich hier mit der Feststellung, daß Dorrit Cohn in ihrem einführenden Teil mit Dimensionen wie „mystery story“, „enigma“, „riddle“ arbeitet, die alle die Möglichkeit, ja Notwendigkeit einer sinngemäßen Aufklärung implizieren. Es ist darüber hinaus zweifelhaft, ob der Begriff von einer „unconscious form of knowledge unacknowledged by her conscious self“ (S. 132) der komplexen Problematik gerecht werden kann; allerdings bezieht Dorrit Cohn diesen Begriff nicht auf den Zustand der Marquise während der Vergewaltigung, sondern auf ihre späteren Worte in der Gartenlaube „Ich *will nichts* wissen“, also auf eine Szene, die in einem ganz anderen Vorzeichen steht. In diesem Augenblick ist es ziemlich klar, daß die Marquise durchaus verstanden hat, was der Graf ihr zu sagen hat. Die Frage ist also hier vielmehr, warum sie nicht auf ihn hören will, und Dorrit Cohn, die mit Bedauern feststellt, daß „this scene has, in fact, been consistently neglected in critical discussions of the story“ (S. 143, Fußnote 8), bleibt uns eine überzeugende Antwort schuldig.

des Ehelebens ist ein Ersatz des Ehrentodes. Nur dieses (hier sehr oberflächlich skizzierte) Szenarium trägt dem sonderbaren Umstand Rechnung, daß der Graf zuerst (und auf ziemlich ungehörige Weise) um die Hand der Marquise wirbt und ihr *erst dann* seine Liebe erklärt. Durch diese Liebeserklärung hofft er offensichtlich, den Widerstand der Marquise zu brechen.

4. *Adel verpflichtet*

Die Liebeserklärung findet am Ende einer Szene statt, die von der Forschung zwar immer wieder erwähnt wird, aber immer wieder so, daß die Erzählung des Grafen, die durch die besagte Liebeserklärung zu einem erstaunlichen Abschluß gebracht wird, als bare Münze genommen wird. Der Traumcharakter der Vision, von der er berichtet, wird dabei völlig außer Betracht gelassen. Sehen wir nun genauer zu:

Endlich gegen die Nacht erschien der Graf. Man erwartete nur, nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, daß dieser Gegenstand zur Sprache kommen würde, um ihn mit vereinter Kraft zu bestürmen, den Schritt, den er gewagt hatte, wenn es noch möglich sei, wieder zurückzunehmen. Doch vergebens, während der ganzen Abendtafel, erharnte man diesen Augenblick. Geflissentlich alles, was darauf führen konnte, vermeidend, unterhielt er den Kommandanten vom Kriege, und den Forstmeister von der Jagd. Als er des Gefechtes bei P . . . , in welchem er verwundet worden war, erwähnte, verwickelte ihn die Mutter bei der Geschichte seiner Krankheit, fragte ihn wie es ihm an diesem kleinen Orte ergangen sei, und ob er die gehörigen Bequemlichkeiten gefunden hätte. Hierauf erzählte er mehrere, durch seine Leidenschaft zur Marquise interessanten, Züge: wie sie beständig, während seiner Krankheit, an seinem Bette gesessen hätte; wie er die Vorstellung von ihr, in der Hitze des Wundfiebers, immer mit der Vorstellung eines Schwans verwechselt hätte, den er, als Knabe, auf seines Onkels Gütern gesehen; daß ihm besonders eine Erinnerung rührend gewesen wäre, da er diesen Schwan einst mit Kot beworfen, worauf dieser still untergetaucht, und rein aus der Flut wieder emporgekommen sei; daß sie immer auf feurigen Fluten umhergeschwommen wäre, und er Thinka gerufen hätte, welches der Name jenes Schwans gewesen, daß er aber nicht im Stande gewesen wäre, sie an sich zu locken, indem sie ihre Freude gehabt hätte, bloß am Rudern und In-die-Brust-sich-werfen; versicherte plötzlich, blutrot im Gesicht, daß er sie außerordentlich liebe: sah wieder auf seinen Teller nieder, und schwieg (116).

Aus Gründen der besseren Verständlichkeit komme ich zunächst in systematischer Absicht auf die Umstände des vorliegenden Mitteilungsgeschehens zurück: Nachdem der Graf für tot erklärt worden

war, taucht er unverhofft wieder auf und bittet die Marquise um ihre Hand. Da die Familie nicht sofort ihr Jawort gibt, beschließt der Graf, im Hause des Kommandanten zu bleiben, bis ihm „eine bestimmtere Erklärung“ gemacht werde, die „dringende Verhältnisse“ „äußerst wünschenswert machten“ (111). Nach diesem Auftritt ist die Familie äußerst betreten, und „alle kamen darin überein, daß sein Betragen sehr sonderbar sei und daß er Damenherzen durch Anlauf, wie Festungen, zu erobern gewohnt scheine“ (114). Die Familie hofft, daß er seine „leichtsinnige Tat“ (115) bereuen und zurücknehmen werde und will ihn beim Abendessen dazu bringen, daß er doch noch nach Neapel fahre: „Man erwartete nur, nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, daß dieser Gegenstand zur Sprache kommen würde, um ihn mit vereinter Kraft zu bestürmen, den Schritt, den er gewagt hätte, wenn es noch möglich sei, zurückzunehmen.“ Schon der Wortschatz zeigt hier, daß das Abendessen über die Konventionen des Anstands hinaus wie ein Schlachtfeld bzw. eine Jagd (der Ort wie die Tat) aussieht – übrigens macht das Wort *Anstand* auch in diesem Kontext Sinn, als der Ort, wo der Jäger auf das Wild wartet. Gehen wir also auf den Anstand ein. Da steht Walter Müller-Seidel nach Unaussprechlichem an: „Man erwartete [sic! „nur“ fehlt, Ph. F.], nach den ersten Höflichkeitsbezeugungen, daß dieser Gegenstand zur Sprache kommen würde“, heißt es bezeichnend. Aber das Entscheidende kann inmitten verbindlicher Höflichkeitsfloskeln nicht ausgesprochen werden. Denn was hier geschah, bleibt in einem vieldeutigen Sinne unaussprechlich [...]. Verschweigen und Nichtverstehen liegen in dem frevelhaften Vorgang begründet, aber auch in der Gegensätzlichkeit von Gefühl und Konvention“ [502].

Ich verzichte darauf, diese *Gegensätzlichkeit* zu analysieren, die mir nach der Logik von Müller-Seidel doch zweifelhaft scheint, es sei denn, Konvention wird als das Vieldeutige der Einheit des einseitigen Gefühls entgegengesetzt, wobei Konvention als das Vieldeutige doch einiges zur Sprache bringen können müßte²⁰ – um an die besagte

²⁰ In Wahrheit gehen Müller-Seidels diesbezügliche Äußerungen auf seine allgemeine Auffassung von Sprache zurück, die ebenso eng angelegt ist wie seine Auffassung vom Widerspruch: beide gründen offensichtlich in einer harmonisierenden Instanz. Für den Widerspruch war es, wie schon dargestellt, das Gefühl, für die Sprache ist es der Verstand: „So ist die Sprache nicht geeignet, das für alle Unbegreifliche zu nennen, weil sie als Mittel des Verstandes, als Verständigungsmittel, selbst in den Schein der Welt verstrickt ist, der hier waltet“ [502]. Wo „die Verständigung, auf die es ankommt“ [502], nicht gelingt, redet Müller-Seidel prompt von einem Versagen der Sprache [502]. So wird das Gefühl widerspruchsfrei der Sprache entgegenge-

Stelle anzuknüpfen. Der Kampfplatz sieht so aus: Die Familie will die Rede auf diesen Gegenstand bringen, d. h. offenbar die anstandsge-
mäß notwendige Abfahrt des Grafen nach Neapel. Der Graf dage-
gen, der auf eine „bestimmtere Erklärung“ wartet, ohne die er nicht
länger leben könne²¹, will (wie die Marquise, aber aus anderen
Gründen), ja, muß das Thema „vermeiden“. Dabei muß er auch
gegen sein Bedürfnis kämpfen, von der Marquise und dem frevelhaf-
ten Vorgang zu sprechen, von dem er jetzt mit ziemlicher Sicherheit
weiß, daß er doch, im Gegensatz zur Annahme der Marquise, „von
Folgen sein“ wird (110). Dabei muß dieser Gegenstand aber gerade
deshalb zur Sprache kommen, er ist ja schon vorher zur Sprache
gekommen, als der Graf – mitten in den konventionellsten Anrede-
floskeln! – die Marquise fragte, „ob sie ihn heiraten wolle“ (110). Ein
rhetorischer Kampf findet also bei Tisch statt, bei dem der Graf
gleich auf zwei Fronten zu kämpfen hat, wobei das, was er zugleich
verschweigen und sagen muß, wie noch zu zeigen ist, gar nicht unter
den Tisch fällt.

Der Graf wird zunächst in die Defensive gedrängt, seine Strategie
(„Kriegslist“, 114) ist die des Ablenkungsmanövers, er „unterhält
den Kommandanten vom Krieg und den Forstmeister von der Jagd“. Zu
bemerken ist, daß die Gesprächsthemen nicht nur Gesprächsthe-
men sind, sondern zugleich das vorführen, was rhetorisch passiert –
Krieg im Inneren des Grafen und gegen die Bestürmungen der
Familie, Jagd der Familie auf den Grafen bzw. nach einem Gegen-
stand, den sie dem Grafen abgewinnen will. Aber auch das Wort
Gegenstand ist Gegenstand des Gegenstands; denn es ist dasselbe
Wort, das die Marquise und ihre Mutter kurz vorher gebraucht
haben, um von etwas ganz (?) anderem zu sprechen. Die Tochter hat
im Gespräch ihrer Mutter anvertraut, daß sie ein Gefühl hätte, „wie
damals, als sie mit ihrer zweiten Tochter schwanger war (es ist das
einzige Mal, daß das Wort *schwanger* in der Novelle gebraucht wird.
Ph. F.). [...] Doch der Obrist kam, das Gespräch ward abgebrochen,

setzt, und nach dieser Logik erscheint der Widerspruch nur als Abweichung vom
Verstandesmäßigen.

²¹ Die genaue Formulierung heißt: „Der Graf (...) sagte (...), daß ihm inzwischen
unmöglich wäre, länger zu leben, ohne über eine notwendige Forderung seiner Seele
ins Reine zu sein“ (110–111). Diese Äußerung macht einerseits deutlich, daß die
Entscheidung zum Eheleben tatsächlich als Ersatz für den verfehlten Ehrentod steht;
daß sie andererseits in einer überlangen Aneinanderreihung von 15 *daß*-Nebensätzen
steht, relativiert wiederum die Aussage, die weniger als Inhalt ernst genommen sein
soll denn als Mittel der Anhäufung und Steigerung, die notwendigerweise in die Bitte
mündet, „mit der Hand der Frau Marquise beglückt zu werden“ (111).

und der ganze Gegenstand, da die Marquise sich in einigen Tagen wieder erholte, vergessen“ (109, Hervorhebung von mir, Ph. F.). Es ist aber auch das Wort, das vom Grafen selbst eingesetzt wird, als er unvermutet wieder auftaucht: „... und seine erste Frage war gleich: wie sie sich befinde? Die Marquise versicherte, sehr wohl, und wollte nur wissen, wie er ins Leben erstanden sei. Doch er, auf seinem Gegenstand beharrend, erwiderte, daß sie ihm nicht die Wahrheit sage; auf ihrem Antlitz drücke sich eine seltsame Mattigkeit aus; ihn müsse alles trügen, oder sie sei unpäßlich und leide ...“ (110, er von Kleist, auf seinem Gegenstand beharrend von mir hervorgehoben, Ph. F.). Der Gegenstand des Grafen ist hier offensichtlich nicht die als Höflichkeitsfloskel formulierte Frage nach dem Befinden der Marquise, sondern ihre Kränklichkeit, die er mit seiner schändlichen Tat verbindet.

Meine These ist hier, daß die Mehrdeutigkeit des Wortes *Gegenstand* bei allem Vergessen aufrechterhalten bleibt, und daß man die „höhere Logik“ des Tischgesprächs (bei dem der Graf offensichtlich auch vermeidet, die Marquise direkt anzusprechen, als wäre sie selbst ein verboten-verdrängter Gesprächsgegenstand) verkennen muß, wenn man diesen anderen Umstand nicht berücksichtigt. Denn sonst müßte ja der Eingriff der Mutter, der unmißverständlich als List vorgestellt wird, ins Leere greifen. Als der Graf, den besagten Gegenstand vermeidend, vom Gefecht in P ... spricht, in dem er verwundet worden war (und dabei eben den anderen Gegenstand doch anspricht, denn der vermeintlich tödliche Schuß steht ja in direktem Zusammenhang mit dem frevelhaften Vorgang), greift die Mutter ein und „verwickelt ihn bei der Geschichte seiner Krankheit“ (vgl. die „Kränklichkeit“ der Marquise!). Wie eine solche List aber auf den Gegenstand „Abfahrt nach Neapel“ führen soll, ist sehr unklar. Wenn wir aber davon ausgehen, daß auch die Mutter besorgt ist über das Befinden der Tochter – so besorgt, daß sie darüber scherzen muß, nachdem sie gesagt hat, sie verstehe nicht, was die Marquise meine, wenn sie sage, sie fühle sich wie „in gesegneten Leibesumständen“ (109), was doch trotz der konventionalisiert-verhüllenden Metapher ziemlich eindeutig ist, und wenn man sich daran erinnert, daß das Gespräch abgebrochen wurde, als der Kommandant kam, was gewiß nicht der Fall gewesen wäre, wenn wirklich nur gescherzt worden wäre, dann versteht man schon, auf welchen Gegenstand sich die Obristin – sicher unbewußt – bezieht, wenn sie scheinbar von ihrem bewußt verfolgten Gegenstand abgeht und nicht ansteht, den Grafen ziemlich ein- bzw. zweideutig, – wenn nicht anstößig! – zu fragen, „wie es ihm an diesem kleinen Orte ergangen

sei, und ob er die gehörigen Bequemlichkeiten gefunden hätte“. Offensichtlich schwant ihrem Un- oder Vorbewußten schon etwas.

Es steht auf jeden Fall fest, daß gerade diese Frage der Mutter den Grafen dazu bringt, die Geschichte von der Identifizierung der Marquise mit dem Schwan aus seiner Kindheitserinnerung zu erzählen. Die Frage ist aber jetzt, wie die (alogische) Logik aussieht, die den Zusammenhang zwischen der Frage über die Krankheit des Grafen und dem Bericht von dessen Traumvision herstellt. Der Bericht bestätigt, daß der Graf von der Marquise sprechen mußte, er legt sogar nahe, wovon er da sprechen muß, er gibt aber auch einen Schlüssel zur Logik des hergestellten Zusammenhangs – vorausgesetzt, daß man der alogischen Logik von Signifikanteneffekten zu folgen bereit ist. Denn eine Kindheitserinnerung stellt sich ja nicht bewußt, willentlich ein. Ich kann doch nicht entscheiden, jetzt werde ich mich an dies oder das erinnern, denn in diesem Fall ist es eben schon da; es muß also eine andere Logik am Werk sein, die zugleich eine zwingende Analogie mit dem Gegenstand der Szene aufweist. Ich möchte jetzt behaupten, die ganze Szene (nicht nur die Traumvision des Grafen, die das nur verbalisiert) gestaltet sich aus einem verdrängten (weit mehr als vergessenen, die konventionell-banalisierte Formulierung für *verdrängen*) Signifikanten heraus, der dadurch zum diskursbildenden Signifikat wird – oder aber umgekehrt: die ganze Szene gestaltet sich aus einem verdrängten Signifikat heraus, das dadurch diskursbildend wird und sich, mit dem Tarnnetz der Abkürzung abgedeckt, im Schwan-Signifikanten auf die Jagd nach „unbewußten Gedanken“ (Freud) macht. Darauf will ich hinaus: der Umstand, daß die Marquise schwanger sein könnte und es auch mit ziemlicher Sicherheit ist, taucht in der Abkürzung Schan/ger wieder auf – eine Abkürzung, die wie ein nicht zu Ende gedachter bzw. abgebrochener Gedanke aussieht und eben dadurch auch zugleich Deckung bietet (beim Schachspiel spricht man von der „Deckung der Dame“). Auf den Begriff gebracht: *Schwan* ist also zunächst eine Verschiebung des verdrängten Signifikats bzw. Signifikanten *schwanger* – nach dem bereits dargestellten Prinzip, daß „Signifikate sich zueinander wie Signifikanten verhalten müssen, um Signifikate zu werden“.

Spricht aber der Graf nur von der Marquise, wie die direkte und kaum konventionelle Identifizierung es nahelegt (der Schwan wird dann umstandslos mit dem Personenpronomen „sie“ wieder aufgenommen)? Die Übersetzung seiner Erinnerung ist in dieser Hinsicht geradezu durchsichtig: Er hat durch seine schändliche Tat die Ehre und Tugend der Marquise beschmutzt, sie sei dann aber „still unter-

getaucht und rein aus der Flut emporgekommen“. Man kann versucht sein, und die meisten Interpreten sind dieser Versuchung erlegen, in dieser Beschreibung die würdevolle Haltung der Marquise nach ihrer Verstoßung zu sehen (*untertauchen* bedeutet ja auch: verschwinden, nicht mehr gesehen werden). Dies aber wäre eine Antizipation. Noch ist die Marquise nicht verstoßen worden. Zwar leugnet Freud nicht (etwa in *Über den Traum*), daß Träume tatsächlich auf die Zukunft angelegt sind (Abschnitt IX), er fügt aber sofort hinzu, daß die auf diese Weise antizipierte Kohärenz nichts anderes ist als die antizipierte Erfüllung eines eigenen Wunsches. Es ist demnach vielmehr so, daß der Graf diesen Läuterungsprozeß heimlich als einen Effekt seiner antizipierten Wiedergutmachung erläutert: Dadurch, daß er die Marquise heiraten werde (dazu ist er ja wieder gekommen), werde die Marquise wieder rein. Im Gegensatz zum manifesten Bericht handelt es sich also nicht um einen Selbstreinigungsprozeß der Marquise, sondern um eine Reinigung, die sie – unwissend – dem Grafen zu verdanken hätte, wenn sie seinen Heiratsantrag nur annehmen möchte. Im Verhalten der Schwan-Marquise verdichten sich also der Wunsch des Grafen, seinen Fehltritt wiedergutzumachen, und das Zögern der Marquise, sofort auf seinen Antrag einzugehen. Das meint offenbar (und in einer ersten Phase) die Stelle, daß „er aber nicht imstande gewesen sei, sie (die Marquise) an sich zu locken, indem sie ihre Freude gehabt hätte, bloß am Rudern und In-die-Brust-sich-werfen“. Es ist aber abwegig, in dieser Formulierung einfach eine Information über die Marquise finden zu wollen, wie etwa: „dies also ist die andere Schicht von Juliettas Seele“ (Reske). Eine solche Interpretation mißversteht nicht nur die Struktur des sprachlichen Zeichens, das nie direkt auf eine Wirklichkeit verweist, sondern diese Wirklichkeit erst durch die sprachliche Gestaltung konstituiert (im Verweis von Zeichen zu Zeichen interpretiert), sie mißversteht auch auf viel banalerer Ebene die Tatsache, daß ein Traum – auch ein Tagtraum oder ein Delirium – primär nicht von anderen Menschen spricht, sondern durch diese Menschen vom Träumenden selbst, seinem Unbewußten spricht.

Daß der Graf sich hier selbst ent-deckt, zeigt schon eine bedeutsame Parallele, die auch ohne jedes psychoanalytische Instrumentarium feststellbar ist. Nach seinem unerwarteten Bekenntnis, „blutrot im Gesicht“, daß er „sie außerordentlich liebe“, heißt es: „sah wieder auf seinen Teller nieder und schwieg“. Am gefürchteten Dritten, wo er sich ganz als der Frevelhafte zu erkennen gibt, heißt es auch: „Der Graf hatte ein Knie vor ihr (der Marquise, Ph. F.) gesenkt; die rechte Hand lag auf seinem Herzen, das Haupt sanft auf seine Brust

gebeugt, lag er, und blickte hochglühend vor sich nieder, und schwieg“ (140).

Das Wort *Brust*, das auch in diesem Zitat vorkommt, macht in der Novelle ein höchst wichtiges Vorstellungsnetz aus.²² Es verbindet das Schuldgefühl des Grafen (durch den versuchten Selbstmord: „tödlich durch die Brust geschossen“) mit der Ahnung der Schwangerschaft (an der Brust der Mutter) und deren Erkenntnis (an der Brust der Hebamme). In der Wortsequenz In-die-Brust-sich-Werfen kommt alles verschoben zur Sprache. Als Inversion (eine häufige Kriesslist des Unbewußten, die Zensurmechanismen zu umgehen) drückt sie den Wunsch des Grafen aus, daß die Marquise ihn doch *an die Brust drücken* möchte. Da aber der Distanzierungswille der Schwan-Marquise sich für den Grafen aus seinem Schuldgefühl ergibt, drückt sie auch noch einmal das, was er schon einmal, und zwar nicht metaphorisch-verschiebend, sondern mit Hilfe einer angeblich rächenden Kugel gemacht hat: sich an die Brust zu schlagen (*mea maxima culpa*).

Von dieser Logik beflügelt, gehe ich mit Kleist noch einen Schritt weiter. Dabei beziehe ich mich auf die Stelle, wo er von dem „Griffel Gottes“ spricht, was wir heute die Logik des Signifikanten oder auch des Buchstabens nennen würden. Nach dieser Logik, so Kleist, lassen sich ganze Texte durch einfache Streichung einzelner Buchstaben bzw. Wörter völlig verändern. Nach diesem Prinzip ergibt sich aus dem Wort *Brust* das neue Wort *Brut*. Das ist keine Spielerei. In der Gartenlaubenszene, wo das Wort *Brust* gleich dreimal vorkommt und der Graf nahe dran ist, der Marquise die Wahrheit zu sagen (was sie weiß, aber nicht *wissen will*), heißt es:

Der Welt zum Trotz (...) und Ihrer Familie zum Trotz, und dieser lieblichen Erscheinung sogar zum Trotz; wobei er einen glühenden Kuß auf ihre Brust drückte – Hinweg, rief die Marquise – so überzeugt, sagte er, Julietta, als ob ich allwissend wäre, *als ob meine Seele in deiner Brust wohnte* (129)

Seele wohl als verschiebende Vergeistigung einer viel konkreteren Wirklichkeit.

Brut heißt im Wörterbuch: *Nachkommenschaft aller brutpflegenden Tiere, besonders der eierlegenden. Die Schwalbe füttert ihre Brut (i. ü. S.) Gezücht, Gesindel. Eine gefährliche Brut ausrotten.*

Diese zweite Bedeutung verweist auf den Grafen zurück. Vergessen wir nicht, daß er ein Überlebender ist. Und zwar nicht nur, weil sein Selbstmordversuch mißlungen ist, sondern auch schon weil

²² Wie auch das Wort *Umstand*, das immer wieder an die gesegneten Leibesumstände der Marquise erinnert.

andere, und zwar eine ganze „Rotte“ (so im Text, 105) vermeintlicher Täter, wie bereits dargestellt wurde, an seiner Stelle erschossen worden ist. Wenn der Graf schon in der Doppelbedeutung des Wortes Brut wiedererkennbar ist, dann müssen wir zum Schluß auch erkennen, was naheliegt und doch meines Wissens nie gesagt worden ist, weil man die Traumvision immer nur nach ihrem manifesten Inhalt (miß)verstanden hat, d. h. bloß zur (un)Kenntnis genommen, anstatt sie zu lesen: Der Schwan ist nicht nur eine Verschiebung, sondern auch eine Verdichtung. Er steht nicht nur für die Marquise, sondern auch für den Grafen selbst. Durch die allzu eindeutige Identifizierung des Schwans mit der Marquise verdeckt das Unbewußte des Grafen den latenten Inhalt der Vision, der eigentlich schon im versuchten Selbstmord vorgebildet ist. Daß diese Kugel nach der offiziellen Version Julietta rächt, setzt voraus, daß 1. sie tatsächlich schwanger ist, was der Graf damals aber nicht wissen konnte, 2. und vor allem, daß sie um die Umstände weiß, was auch nicht der Fall ist. „Diese Kugel rächt dich“ macht also nur Sinn in der privaten Erfahrung des Grafen, die ihn zum *Ehrentod* anspornt. Erst aus *dieser* Perspektive ist die beschriebene Reinigung des Schwans ein Selbstreinigungsprozeß, was schon angedeutet wurde, jetzt aber auf allgemeinerer Ebene bestätigt werden kann.

Vom Namen des Schwanes ist noch nicht die Rede gewesen. Er heißt Thinka, wie wir beiläufig erfahren. Thinka aber ist nicht bloß ein Eigenname, er ist ein solcher, der Dingnameneffekte entläßt, wenn man ihn richtig liest. Der Graf ist Russe, und Thinka ist natürlich zunächst die Diminutivform von Katharina (Katharina-Kathinka-Thinka). Der Name kann aber auch als Diminutivform von *tina* gelesen werden, was ein russisches Wort sein soll für „Kot, Schlamm“, und zwar in direkter Verbindung mit stehendem Wasser. Das kann der Graf als Russe nicht ignorieren, andererseits wird hier nicht philologisch argumentiert (der philologische Einwand wäre, daß ein solcher Dingname keine Diminutivform zuläßt: wir argumentieren hier aber aus der Logik der Traumsprache heraus, die jede Wortbildung zuläßt, die sie braucht). Und wir wissen jetzt auch, daß die Vorstellung von „mit Kot beworfen“ (*beschmutzt, um seinen Leumund gebracht*) schon *vor* der Identifikation mit der Marquise da ist, die demnach nur eine nachträgliche, im Rahmen der sekundären Bearbeitung geleistete ist.²³

²³ Vgl. die bereits erwähnte Formulierung des Grafen, er wolle „über eine notwendige Forderung seiner Seele *ins Reine* sein“.

Die allgemeine emblematische Bedeutung des Schwanmotivs kommt einer solchen Verdichtung entgegen. Der Schwan ist ursprünglich, wenn man so sagen darf, eine Mittlerfigur, er verbindet Erde und Wasser (hier auch in der besonderen Form des Kotmotivs), Erde und Himmel. Letztere Bezeichnung verbindet ihn auch mit dem Engel, mit dem er zwei wichtige Attribute (Flügel und weiße Farbe) teilt.²⁴ Die feurigen Fluten, auf denen er ziemlich hilflos „umher schwimmt“ (was zur Marquise nicht so gut paßt) verweisen zweifellos auf den flammenden Flügel der Zitadelle (charakteristischerweise werden dort, und zwar in direktem Zusammenhang mit der Schandtats des Grafen, die zwei Flügel des Schlosses ausdrücklich erwähnt)²⁵, aber auch auf die Flammen, auf die sich der General beruft, um die Behauptung des Grafen in Abrede zu stellen, er habe die Gesichter der „Hunde“ nicht erkennen können, die sich an der Marquise hätten vergreifen wollen. Kurz, sie sind mit ein Signifikant seiner Schuld, aber auch seiner Selbstrettung, seiner Selbstläuterung oder selbstbewirkten Ehrenrettung. Sie zeigen ihn als gefallenen Engel, doch nicht als Teufel (der ein endgültig-rettungslos gefallener Teufel ist). Diese feurigen Fluten sind nicht die Flammen der Hölle, sondern bloß des Fegefeuers, in dem sich der Graf F . . . – man beachte die durchgängige Alliteration – augenblicklich befindet und aus dem er durch die Eheschließung (die aber für ihn nur zweite Wahl ist) herauskommen soll.

Zugleich ist aber der Schwan ein selbstbezogenes, ja selbstverliebtes Tier, das nur um die eigene Schönheit oder Reinheit besorgt ist (woran das Schlußwort des Prologs von Schlegels *Lucinde* mit Nachdruck erinnert).²⁶ Er ist adliger Natur, steht also über den anderen, so, daß Zeus sich sogar in einen Schwan verwandelte, um Leda zu befruchten. Solche mythischen Reminiszenzen gibt es in der Novelle

²⁴ Die Umgangssprache bestätigt die Analogie mehrfach, z. B. heißt frz. *saut de l'ange* auf englisch *swan dive*.

²⁵ „Der Marquise schien er ein Engel des Himmels zu sein. Er stieß noch dem letzten viehischen Mordknecht, der ihren schlanken Leib umfaßt hielt, mit dem Griff des Degens ins Gesicht, daß er, mit aus dem Mund vorquellendem Blut, zurücktaumelte; bot der Dame, unter einer verbindlichen, französischen Anrede den Arm, und führte sie, die von allen solchen Auftritten sprachlos war, in den anderen, von der Flamme noch nicht ergriffenen Flügel des Palastes, wo sie auch völlig bewußtlos niedersank. Hier – . . .“ (105 f.).

²⁶ „[. . .] Nur ein Wort, ein Bild zum Abschiede: Nicht der königliche Adler allein darf das Gekrächz der Raben verachten; auch der Schwan ist stolz und nimmt es nicht wahr. Ihn kümmert nichts, als daß der Glanz seiner weißen Fittiche rein bleibe. Er sinnt nur darauf, sich an den Schoß der Leda zu schmiegen, ohne ihn zu verletzen; und lales, was sterblich ist an ihm, in Gesänge auszuhauchen.“

auch. Das Erscheinen des Grafen „schön, wie ein junger Gott“ mag auf die Figur des Amphytrion verweisen, die Kleist an anderer Stelle eigens behandelt, und als die Marquise durch den Arzt erfährt, daß sie wirklich schwanger sei, und daß er sie über „die letzten (?) Gründe der Dinge“ (120) wohl nicht aufzuklären habe, heißt es: „Die Marquise stand, wie vom Donner gerührt“ (120), was eine bekannte Selbstdarstellung des Zeus ist, und zwar auch im Zusammenhang einer Befruchtung und einer Geburt: Als die von Zeus befruchtete Semele den Gott bittet, sich in seiner vollen Herrlichkeit zu zeigen, fällt sie von seinem Blitz getroffen zu Boden und verbrennt.

Zusammengefaßt: Die Liebe zur Marquise ist bereits ein Ersatz für eine andere Liebe, die Liebe zu sich selbst, sprich, zur eigenen (verlorenen) moralisch-gesellschaftlichen Reinheit und (wiederzuerlangenden) Ehre. Die latente Hauptmotivation des Grafen ist sein Adelstolz, und wie könnte man jetzt unerwähnt lassen, daß der Name LEDA, mit dem sich die Marquise bis zu einem gewissen Punkt identifizieren läßt, nichts anderes ist als die genaue, spiegelbildliche Umkehrung des verdrängten Signifikanten oder Signifikats ADEL ist.

Das eigentliche Liebesobjekt des Grafen ist sein *Adel*, den er am Vergehen an der Marquise verloren hatte. Demnach erscheint die Marquise selbst als Element einer umgreifenden Verschiebung, die schließlich nicht nur diese Stelle affiziert, sondern die ganze Novelle: Liebe ist das Motiv, das deshalb so ostentativ in den Vordergrund gerückt wird, weil es in Wirklichkeit der Verabsolutierung des Sitten- und Ehrenkodex Deckung gibt (ich möchte noch einmal zu bedenken geben, daß der Graf zuerst sagt, er wolle die Marquise heiraten, und erst dann, daß er sie außerordentlich liebe). Und das wird im letzten Abschnitt erst recht deutlich, wo dem Grafen „um der gebrechlichen Einrichtung der Welt willen“ verziehen wird, nachdem er dem Kind eine Schenkung von 20 000 Rubeln gemacht hat und die Mutter, „falls er stürbe“, zur Erbin seines ganzen Vermögens eingesetzt hat. Kann man dann mit Walter Müller-Seidel und einigen anderen mit geradezu schlafwandlerischer Selbstüberzeugung behaupten, daß hier das Gefühl siegt?²⁷ Vielmehr wird der Graf jetzt dadurch anerkannt und angenommen, daß er durch das Testament zu dem wird, was er für die Familie und die Marquise (aus je verschiedenen Gründen)

²⁷ „Ob das Gefühl wie in der ‚Marquise von O . . .‘ siegt; oder ob die Mißachtung des Gefühls, wie im ‚Findling‘, triumphiert: stets zeugen beide von seinem Dasein“ [512]. Gerade an der hier interpretierten Szene glaubt Müller-Seidel diesen Triumph des Gefühls erkennen zu können: „Aber dann gibt es in der gleichen Novelle (*Das*

sein soll: ein toter Vater und Gatte. Diese Behauptung aber will ausführlicher dargestellt sein, was hier nicht mehr der Fall sein kann, zumal eine solche Darstellung in den Bereich der eigenen Motivationen der Marquise führt und damit die Auseinandersetzung mit der Frage berührt, deren Behandlung ich bereits angekündigt habe (vgl. Anm. 19). Das Schlußwort kann also hier nur lauten: Fortsetzung folgt.

Erdbeben in Chili, Ph.F.) die Beschreibung vom „Tales von Eden“ oder in der ‚Marquise von O . . .‘ das Bild vom Schwanen (sic) Thinka – jene Bilder also, die aus der Einheit und Unaussprechlichkeit des Gefühls leben“ [514]. – Man beachte, daß Müller-Seidel aus dem Schwan ein schwaches Maskulinum macht. Vielleicht deshalb, weil er in seinen Augen nur mit der Marquise, einer Vertreterin des sogenannten schwachen Geschlechtes, identifiziert werden kann? Das zeugt zwar für die widerspruchsfreie Kohärenz seines Denkens, es ist aber bereits gezeigt worden, daß Widerspruchsfreiheit noch keine ausreichende Garantie gegen Interpretationsfehler ist, da dadurch nur die eigenen Voraussetzungen widerspruchsfrei, wenn auch nicht widerspruchsfrei, bestätigt werden.